



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Kunst und die Denkmalpflege

Clemen, Paul

Berlin, 1933

Die Denkmalpflege und die Forderungen des Tages

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84202](#)

DIE DENKMALPFLEGE
UND DIE FORDERUNGEN DES TAGES

Die Ausführungen sind wörtlich dem Tagungsbericht über den Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz in Würzburg und Nürnberg 1928, S. 55, Verlag Guido Hackebeil, und dem Tagungsbericht des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz Köln 1930, S. 61, Deutscher Kunstverlag, entnommen.

Aus der Eröffnungsrede
zum Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz
in Würzburg und Nürnberg
1928.

Wir brauchen nicht mehr zögernd die Antwort auf die Zweifelsfrage zu suchen, ob es an großen Themen und großen Fragestellungen für unsere Verhandlungen noch genug gäbe; ob im Gegenteil unsere großen Tagungen sich nicht vielleicht schon erschöpft, sich überlebt haben, nichts mehr zu sagen haben. Wir wissen heute mehr als je, daß in der ganzen Geschichte dieser beiden verbündeten Bewegungen — Denkmalpflege und Heimatschutz — nie so stark wie jetzt die alten Probleme wieder die neuen geworden sind, und daß es für uns gilt, unser Gewissen aufs neue zu erforschen und vielleicht einen großen Teil unserer ungeschriebenen, Gott sei Dank ungeschriebenen, Statuten umzu-redigieren.

Wir empfinden, daß heute der machtvoll sich äußernde selbstbewußte architektonische Schöpferwille mit unvergleichlich größerem Ungefüß seinen Platz an der Sonne und sein Recht fordert. Wir wissen, und wir sehen es allenthalben, daß auf dem Gebiete des Städtebaues, im ländlichen Siedlungswesen, mehr noch in der königlichen Ingenieurkunst die ganz anders gelegenen Vorbedingungen aller Art eben zu neuen Fragestellungen zwingen.

Sollten wir versuchen, Grundsätze aufzustellen? Man möchte gern etwas in die Hand gedrückt bekommen, so etwas wie Richtlinien, die dauernd bleiben könnten. Aber das sind für uns selbst doch nur Tagebuchblätter, das ist nichts anderes als die Kodifikation vielleicht des Ewiggestrigen.

Übersehen wir einmal die gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen, die im Anschluß und nach dem Vorbild des preußischen Verunkstaltungs-Gesetzes vom Jahre 1907 erst geschaffen worden sind. Wie viele kühne Auslegungskunst brauchen wir heute, um mit ihnen ernstlich arbeiten zu können; eine Auslegungskunst, die sich eben ernstlich auf den ursprünglichen Willen des Gesetzgebers zurückbesinnen muß. Das Stichwort von der Farbe im Stadtbild, eine gefährliche Fanfare — vielleicht ist der lauteste Ton dieser Fanfare schon vorüber —, hat scheinbar das ganze Problem von der Einordnung in den malerischen Rhythmus der schutzbedürftigen Bauwerke im Stadtbilde in Frage gestellt. Verunkstaltend in unserem Sinne, das ist im Sinne dieses Gesetzes nur das, was schlechthin schlecht ist. Wir Denkmalpfleger und Heimatschützer brauchen heute einen ganz neuen Maßstab der künstlerischen Qualität und der Dynamik allen diesen Fragen gegenüber. Hier sollen die Erörterungen der nächsten Tage Klärung bringen und uns allen hoffentlich Förderung und Fortschritt.

Wir Älteren erinnern uns, daß der im Jahre 1900 auf jener denkwürdigen Tagung zu Dresden von dem Meher Dombaumeister Tornow gemachte Versuch, uns auf eine Reihe von Grundsätzen der Denkmalpflege festzulegen, die eine Magna Charta mit kanonischer Wirkung, für uns eine Art Glaubensbekenntnis darstellen sollte, schon damals von Cornelius Gurlitt leidenschaftlich bekämpft wurde, dem heute 78-jährigen. Fünf Jahre darauf haben wir jene denkwürdige Bamberger Tagung erlebt mit dem manhafteten Bekenntnis von Georg Hager: „Denkmalpflege und moderne Kunst“.

Wenn wir zurückblicken auf ein halb Jahrhundert in der Geschichte der Denkmalpflege, die doch nichts anderes ist und sein kann, als ein Spiegelbild zur Geschichte unserer ganzen lebendigen Kunstentwicklung, wie vieles dürfen wir da restlos befahren und bewundern von ausgezeichneten Sicherungsarbeiten! Aber überall da, wo die Hand angesehnt hat, zeitgebunden, um Neues hinzuzufügen und den alten Gedanken weiterzuspinnen — wie vieles möchten wir heute missen, lieber nicht sehen! In jenem selben Jahre 1905 hat Georg Dehio, eine der alten Stützen unserer Tagungen, in dem damals noch deutschen Straßburg seine akademische Festrede: „Denkmalschutz und Denkmalpflege“ gehalten. Er hat darin den Satz aufgestellt, daß die Ärzte oft schlimmer gewesen sind als die Krankheitssymptome. Er hat jenes Faustwort zitiert, das Faust von sich und seinem Vater gebraucht:

„So haben wir mit höllischen Latvergen
In diesen Tälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt“;

der Text geht aber weiter, Faust sagt:

„Ich habe selbst das Gift“ — Goethe sagt, den Gift — „an Tausende gegeben,
Sie welken hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.“

Diese frechen Mörder, meine Herren, das sind wir. Wir Restauratoren, wir Konservatoren, wir verantwortlichen Hüter der Denkmalpflege. Ich darf sagen „wir“, da ich selbst ein Vierteljahrhundert lang Konservator war und mich mitschuldig bekennen möchte. Wer von uns, wenn er auf eine reichliche Zeitspanne von Tätigkeit zurückblickt wird da nicht eine ganze Reihe von dunklen Punkten feststellen, wo er auch zeitgebunden mit bestem Willen gearbeitet hat und heute doch reuig bekennen muß: „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!“

Es ist noch ein anderes Wort, das ich Ihnen nennen möchte, ein Wort von dem Erzieher der Jugend, der im Juli seinen 60. Geburtstag gefeiert hat, dessen Namen wir hier in der Mainlinie, in der mitteldeutschen Achse, doppelt dankbar und ehrfürchtig nennen dürfen: Stefan George. Es ist nicht für uns geschrieben und gilt doch für uns:

„Wägt die Gefahr für kostbar Bild und Blatt,
Wovor Ihr kniet wie wir — beim großen Brand.“

Die Antwort: „Vielmehr vernichtet sie, wenn sie Euch bleiben,
Eu'r ährend Gift und Euer Sammelgrab
Als Trümmerstatt und mütterlicher Schlund.
Einst mag gescheh'n, daß aus noch kargern Resten,
Vom Schutt behütet — aus geborst'ner Wand,
Verwittertem Gestein, zerfressenem Erz,
Vergilbter Schrift ein Leben sich entzündet:
Die Art, wie Ihr bewahrt, ist ganz Verfall.“

Soll das uns treffen, diese furchtbar ernste Mahnung des treuen Hüters? Was wir zu schaffen glauben, „ganz Verfall“?

Haben wir nicht zu fragen, ob es nicht gefährlich ist, den Boden zu erschüttern, auf dem wir stehen? Schon vor 25 Jahren hat der alte Richard Haupt, heute der 82jährige Senior unserer Zunft, die Mahnung an uns gerichtet, wir sollten den Ast nicht absägen, auf dem wir alle sitzen. Nein, das ist es nicht; nur eine Frage wollen wir in alter Ehrlichkeit an uns selbst richten, eine Frage an die Zeit. Und unser Gewissen wollen wir neu prüfen. Das eine dürfen wir nie vergessen: Nicht wir, die Vertreter von Denkmalpflege und Heimatschutz, sind die berufenen Vorkämpfer der lebendigen Kunst; wir sind die Hütter der alten Kunst, so gern, so leidenschaftlich gern wir die auch hineinstellen möchten in Seele und Fühlen der Kunst von heute. Wir sind die bestallten Schützer der von Menschenhand geformten und der naturgewachsenen Schönheiten unserer Heimat. Wir sind die Advokaten, die als Offizialverteidiger selbst einem zum Tode verurteilten Denkmal noch beigegeben werden, und die für die Begnadigung zu plädieren haben, die Anwälte, die bei einem in seinem Dasein und in seiner Freiheit bedrohten Denkmal zum mindesten für mildernde Umstände zu sprechen haben.

Ist es nicht manchmal bedenklich, wenn die alten Tafeln zu rasch umgerissen werden? Wenn der Übergang in das neue Lager zu schnell gesucht wird? Kann die Raschheit dieses Tempos nicht zu einer Gefahr für unsere ganze stabile deutsche Kultur werden? Ganz sicher werden es bei dem Aufstieg einer jeden Welle immer die Neubefahrten sein, wie in der alten Zeit die Neophyten sich am rabulistischsten gebärdeten, die am weitesten über das Ziel hinausschießen. Ist ihnen gegenüber nicht auch manchmal etwas von Zurückhaltung, von Zögerung, von Sicherheitsventilen notwendig? Man hat dem Heimatschutz den sehr unberechtigten fahrlässigen — ich möchte nicht das Wort „böswilligen“ gebrauchen — Vorwurf gemacht, daß er sich romantisch, unpraktisch, gegenwartsfeindlich gegen die lebendige Kunst stellt und gestellt habe. Sicherlich nicht gegen

die gesunde Kunst! Der Heimatschutz braucht sich nicht zu verteidigen, und er brauchte auch nicht die Verteidigung dieser Versammlung. Er braucht nur auf seine Taten und auf sein Wollen selbst hinzuweisen. Gibt es ein lautereres Bekenntnis zu der Schönheit der Industriebauten und zu der kraftvollen Sachkunst der Ingenieurschöpfungen von heute, als jene von dem Heimatschutz herausgegebenen Bände, die den hohen Stil edler Sachlichkeit in dieser Kunst so begeistert malen?

Das eine wollen wir beide, Denkmalpflege und Heimatschutz, uns gegenwärtig halten: Wir sind der Zeit als Mahner gesetzt, Mahner zur Ehrfurcht, Mahner zur Vorsicht, Mahner vielleicht auch manchmal zu einem langsameren Schritt und Tempo. Die lebendige Kunst, die uns heute so gewaltig ausholend entgegentritt, und diese starke Generation verlangen einen solchen getreuen Echhart, — und diese Zeit, die nur die Zeit zur Besinnlichkeit oft nicht findet, und die junge Kunst sind stark genug, ihn zu ertragen. Nicht erschüttern wollen wir den Boden, auf dem wir stehen. Wir wollen das Vertrauen nicht erschüttern, das wir genießen, sondern wir wollen es neu fundamentieren auf ein stärkeres Verantwortungsgefühl bei uns und bei Ihnen. Wir wollen uns erinnern, daß Denkmalpflege und Heimatschutz ganz gewiß „nur Verfall“ sind, wenn sie nicht verstehen, mit dem mächtig ausholenden Tempo des lebendigen Kunstwollens nicht Schritt, aber Fühlung zu halten. Nur dann, wenn sie ganz hinter ihm herhinken, wenn die Verbindung zwischen ihm und Denkmalpflege und Heimatschutz abgerissen werden sollte, sind wir wirklich „Verfall“. Die Weite und die Biegsamkeit der Begriffe, die in dem Namen „Heimatschutz“ liegen, bürgen uns dafür, daß diese Bindung nie verlorengeht. Und nun denken wir daran, daß in dem verarmten Deutschland die Denkmäler der Heimat und die Schönheiten der Heimat ein unendlich kostbarer Besitz sind, der heute von einem dreifach gestählten Verantwortungsgefühl des Staates, der öffentlichen Meinung, des öffentlichen Gewissens ehrfürchtig umsorgt werden sollte.

Über alle diese Fragen wollen wir uns auf dieser Tagung Klarheit verschaffen, wir wollen zur Karthasis kommen in Anschauung und in Aussprache! Wir wollen lernen an den ehrwürdigen Denkmälern, mit denen als geheimnisvollen Symbolen dieser Boden durchsetzt ist. Wir wollen aber auch eine Fackel anzünden und diese Fackel hinaustragen in das fränkische Land und in das weitere bayerische Land und in das ganze deutsche Vaterland! Wir wollen eine Mahnung bringen und eine Frage stellen, eine Frage an die Vertreter des Reiches, der Länder und der Städte — eine Frage an die öffentliche Meinung —, eine Frage an die Zeit. —

Aus der Eröffnungsrede
zum Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz
in Köln 1930.

Der vereinigte Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz hat vielleicht nie so tief wie jetzt empfunden, daß die alten Probleme und Fragen immer wieder die neuen sind, und daß unsere Aufgabe nur die ist, uns fortgesetzt zu wandeln und umzugestalten. Das eine müssen wir uns vor Augen halten: die Relativität aller unserer Theorien — auch jener Gurlittschen Theorie — und die Notwendigkeit der fortgesetzten Umformung und erneuten Gewissenserforschung.

„Nur wer sich wandelt, bleibt uns verwandt.“ Jene große letzte fränkische Tagung gab uns Gelegenheit zu der Antwort auf die Zweifelsfrage, ob denn unsere Zeit noch genug bedeutende Aufgaben für Denkmalpflege und Heimatschutz enthalte, oder ob die Zeit für eine solche Tagung und solche Auseinandersetzungen vielleicht abgelaufen sei. Unsere Antwort lautete: Es hat keine Zeit und keinen Augenblick gegeben, wo so stark wie gerade jetzt diese Notwendigkeit einer Neuanpassung und einer Neuredigierung unseres innersten Bekenntnisses sich ergab.

Von Ibsen stammt das Wort: eine normalgebaute Wahrheit werde 12, 15, höchstens 20 Jahre alt, und wenn sie über dieses Alter hinausgekommen sei, dann sei die Zeit da, wo die Wahrheit zur Unwahrheit und die Wohltat zur Plage werde. Nicht wieder wie auf jener großen fränkischen Tagung in Würzburg handelt es sich für uns um eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Forderungen des Tages *a priori*, um die Frage, inwieweit die beiden verbündeten und aufeinander angewiesenen Organisationen von Denkmalpflege und Heimatschutz nun mit der neuzeitlichen Architektur, mit der fortschreitenden Stadtbaukunst zu gehen haben. Das polyphone, aber zuletzt einmütig starke Bekenntnis am Schluß der letzten Tagung lautete, daß es für uns eine Lebensnotwendigkeit ist, diese enge Verbindung mit der lebendigen Kunst zu behalten, von der wir uns selbst als einen Teil fühlen dürfen. Wir sind nach dem Ursprung und der Abstammung unserer Gedanken, wohl gemerkt, nur in diesem Sinne, die letzten Enkelsohne der Romantik, und es hieße, die Geschichte verfälschen und auch den Ast absägen, auf dem wir sitzen, wenn wir das nicht Wort haben wollten. Aber wir bekennen uns zugleich als die echten Söhne der Zeit, die in den großen künstlerischen Fragen von heute ihren Anteil auf dem uns zustehenden Gebiete an der Führerrolle beanspruchen.

Was der Tag für Denkmalpflege will, ist nicht etwa, ein höchster Gerichtshof zu sein, eine letzte und äußerste Instanz für die Beurteilung von Einzelfragen, am wenigsten eine heilige Feme und ein Rechtergericht. Aber der Tag für Denkmalpflege ist in diesem Menschenalter zu dem höchsten Areopag der Belange von Denkmalpflege und Heimat-

schutz geworden, zu einem Forum und einem Sprechsaal des öffentlichen Gewissens, zu einem Areopag, der getragen ist von dem Vertrauen des Reichs und der Länder, dem auch in wichtigen gesetzgeberischen und verwaltungstechnischen Fragen ein Votum und ein Gutachten zugeschoben wird, so wie es der Deutsche Juristentag für seine Be lange erhalten hat und für sich beansprucht.

Wir möchten — abgesehen von ganz wenigen besonders gearteten Einzelfällen — kein Einzelurteil über irgendeinen Fall, kein letztes Superarbitrium abgeben, das unter allen Umständen nur nach der sorgfältigsten gewissenhaftesten Prüfung an Ort und Stelle in einem langen Zusammengewachsensein mit den örtlichen Verhältnissen und einer Auseinandersetzung mit den Nachstbeteiligten möglich ist. Aber wir sind der Ansicht, daß schon die Aussprache, schon die Gegenüberstellung der einzelnen Meinungen einen großen inneren Wert hat, eine große Klärung bringt, wenn sie kodifiziert dann in unseren Berichten niedergelegt wird, und daß das eben auch eine Mahnung sein kann, die weithin über die Kreise der Nachstbeteiligten hinaus ihre Wirkung hat.

Wenn wir in den Mittelpunkt dieser Verhandlungen das feierliche Symbol der Unendlichkeit gestellt haben, das sich über diesem Stadtbilde erhebt, so wollten wir damit auch ein Paradigma aufstellen für alle ähnlich und parallel gelagerten Krankheitsfälle, für das Schicksal aller in ähnlicher Weise in den Großstädten von den gleichen Gefahren bedrohten großen dominierenden Denkmäler. Die Art, wie hier die Erhaltung der Substanz und der Form gesucht worden ist, ist freilich ein Einzelfall, wie eine jede Aufgabe der Denkmalpflege durchaus ein Fall und ein Problemkomplex für sich ist. Ein Schulbeispiel sollen unsere Verhandlungen auch sein für die Gestaltung und Weiterbildung der Umgebung im engeren und weiteren für die großen historischen Denkmäler in unseren lebendigen modernen Großstädten, in denen ganz neue Aufgaben, ganz neue Notwendigkeiten über Nacht entstehen; mit Hineinbeziehung der Erfahrung all der ähnlichen Fälle und Beobachtungen aus dem Inlande und dem Auslande. Es sollte gerade dieser Fall paradigmatisch auch Gelegenheit geben, das Thema weiterzuspinnen, das wir vor zwei Jahren in Nürnberg abbrechen mußten und nicht zu Ende führen konnten, das auch niemals zu Ende geführt werden kann, weil eben die Frage des Verhältnisses von Altstadt und Neuzeit in jeder Stadt in jedem Einzelfall wieder ganz anders geartet ist, andere Voraussetzungen und Ziele hat und andere Mittel verlangt.

Und wenn wir, Wünschen aus dem Rheinlande begegnend, das Thema der Erhaltung der Substanz des Kölner Domes für den ersten Tag an die Spitze gestellt haben, dieser Verantwortung wohl bewußt, so taten wir das, weil wir uns zwingen wollten, weil wir die Öffentlichkeit und das öffentliche Gewissen zwingen wollten, diesen Gedanken der Erhaltung zu Ende zu denken, uns nicht zu begnügen mit einem Bauprogramm von kurzer Frist, mit der Auffüllung eines Bauetats für ein Jahr oder für das über-

nächste Jahr, sondern uns die Frage vorlegen: Wie wird der Dom aussehen in 20 Jahren, in 50 Jahren — und was geschieht, wenn die Dombauverwaltung an das Langhaus, an die Aufsätze der Türme kommt, die eben ein Werk der Neugotik sind? Eine Fülle von Fragen nach den dann entstehenden Verpflichtungen, wie nach ihren Grenzen! Am Ende steht das Problem einer möglichen Vereinfachung und Übersezung der Formen, der neuzeitlichen Gestaltung, die Schicksalsfrage der Denkmalpflege. Wenn wir glaubten, zur Klärung dieser Fragen das Unsere beitragen zu können, so wollen wir das tun durch die Weite unserer Fragestellung.

Am Schluß unseres Programms für den zweiten Tag finden Sie das Thema verzeichnet: Erhaltung und Ausbildung des Nachwuchses in Denkmalpflege und Heimatschutz. Das soll diesmal nur wie ein Fanal aufgestellt werden, das für die nächsten Jahre sehr sichtbar und immer mahnend für uns brennen soll. Wir können nicht daran denken, dies Thema irgendwie zu erschöpfen. So wollen wir für diesmal ganz von einer Besprechung abssehen, nur die drückenden Fragezeichen wollen wir von hier mit fort nehmen. Auf der nächsten Tagung soll dann diese Frage sorgfältig vorbereitet als eines der Hauptthemen erscheinen. Ich stehe nicht an zu erklären, daß für mich persönlich diese Frage heute schon die größte und akuteste Sorge in unserer ganzen Arbeit darstellt. Woher sollen, frage ich mich, wenn weiter ein Menschenalter ins Land gegangen ist, noch die Baukünstler kommen, die jene selbstverständliche Kenntnis und Herrschaft über die historischen Formen, zumindest über den Formenbestand der deutschen Kunst mitbringen, und die dazu das unendlich feine Fingerspitzengefühl und den künstlerischen Takt haben, sich in jede künstlerische Aufgabe wieder erneut einzufühlen? Wir brauchen und werden brauchen auch in Zeiten einer total gewandelten, selbständiger, stärker und selbstbewußter gewordenen baukünstlerischen Gesinnung doch immer eine kleine Zahl von Spezialisten, die dieses wundervolle, der alten Zeit selbstverständliche Können bewahren und der nächsten Generation noch zu überliefern imstande sind. Schwindet nicht mit erschreckender Schnelligkeit an unsern technischen Hochschulen und an allen Anstalten des Baugewerbes wie an unsern Kunsthochschulen, Kunstgewerbeschulen und verwandten Instituten der Sinn für die historische Bildung ganz im allgemeinen? Wenn ich einen Blick werfe auf die entzückende Ausstellung, die Sie da drüben an der Front dieses Baues sehen, die die hiesige staatliche Baugewerkschule — wohlgernekt als Schülerarbeiten — aufgebaut hat, mit höchst reizvollen und vorbildlichen Aufnahmen historischer Bauwerke, so möchte man vielleicht noch sagen, daß die jetzige Generation doch in der gleichen Weise dem geneigt ist wie die letzte; aber ich fürchte, diese klassische Baugewerkschule ist ein weißer Rabe, und es werden nicht allzuvielen Anstalten sein, die diesem Beispiel heute oder vielleicht in zehn Jahren in Deutschland noch zu folgen geneigt sind.

Wir wissen, daß diese unaufhaltsam fortschreitende Enthistorisierung nichts anderes ist als ein Symptom und ein Teil jener großen inneren Umwälzung und Erschütterung der abendländischen Menschheit — vielleicht der tiefstgreifenden dieses ganzen Jahrtausends — in der wir jetzt stehen. Aber wir dürfen uns fragen, ob dieser Schritt oder vielmehr Sprung, ob dieses Vorwärtseilen nicht eben doch ein Ungesundes, ein oft genug Unbedachtes ist, und ob bei der Plötzlichkeit dieses neuen Bekennnisses, des „incende quod adorasti“ nicht unendlich Vieles von kostbarsten Kulturgütern verlorengeht, wo nun die ewig bequemen und übereiligen Mitläufer nur allzusehr bereit sind, sich in der Gefolgschaft zu überschlagen und das Kind mit dem Bade auszuschütten.

So stark wir der Ansicht sind, daß das Heil von Denkmalpflege und Heimatschutz nur in der engen Verbindung mit der lebendigen Kunst unserer Zeit liegt, und so fest wir auf die Mitarbeit und die Hilfe der besten und der taktvollsten schöpferischen Künstler von heute vertrauen, so ist doch unser Glaube der, daß wir — die Advokaten der bedrohten Denkmäler und überhaupt des in Anklagezustand versetzten Weltkomplexes des Alten — die Verpflichtung haben, Mahner zur Vorsicht, zum Langsam schreiten, zur Ehrfurcht zu sein.

Es gibt für die Denkmalpflege vielleicht nur drei Grundgesetze: die künstlerische Erfahrung in die Aufgabe, die Anpassung in dem Sinne, wie ein Mensch der guten Gesellschaft sich seiner Nachbarschaft gegenüber verhält, wie er seinen Nächsten in biblischem Sinne auch gelten läßt und ihn nicht überschreit, eine Eigenschaft, die nach den Erfahrungen der letzten Tage nicht unbedingt zu den Kardinaltugenden der deutschen Seele gerechnet werden muß, und endlich: die Ehrfurcht. Wir denken an jenes Wort von den drei Ehrfurchten im Wilhelm Meister.

Sollten wir, wir Mahner zum Langsam schreiten wie zur Bejahung der Zukunft, uns nicht eben auch vor allem fühlen als Mahner zu diesem Goetheschen Begriff der Ehrfurcht? — Das ist mein letztes Wort zum Thema der Denkmalpflege.